Der Übersetzer

Herausgegeben vom Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. und der Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Druck und Papier

Straelen
Nov./Dez. 1983
20. Jahrgang, Nr. 11/12

Klaus Birkenhauer

Eins vor, x zurück, eins vor

ist und bleibt wohl unsere „Politik (?) der kleinen Schritte". Vollmundig von Erfolg zu reden wäre Hochstapelei. Aber der Anlaß zur Selbstbesinnung ist nun mal da – zwanzig Jahrgänge unserer kleinen Zeitschrift, des ÜBERSETZERS. Also sind Rück- und Vorausschau „angesagt".
Haben wir's „so herrlich weit gebracht", wie wir's uns immer wünschten? Oder kann von „herrlich" gar nicht die Rede sein? Ist dann wenigstens „weit" weit genug? Jein.
Was den ÜBERSETZER selbst angeht, kommen wir immerhin dem Zeitpunkt stetig näher, da seine Auslieferung wieder mit dem eingedruckten Erscheinungsdatum übereinstimmt. Rosemarie Tietze und Lothar Letsche, Dank sei ihnen, holen mit eiserner Energie auf, was ich zugunsten von Straelen hatte hängen und schleifen lassen.
Ein Blättern in früheren Jahrgängen des ÜBERSETZERS zeigt im Prinzip nahezu alles, was ich hier erwähnen müßte, wenn ich alles anführen wollte. Vor allem aber fiel mir beim Blättern auf, wie deutlich unser Selbstbewußtsein oder besser: Selbstwertgefühl gewachsen ist.
In frühen Jahren waren wir z.B. schon froh, wenn man uns, den „Brückenbauern zwischen den Kulturen", leutselig den Kopf tätschelte, damals zitierten wir sowas dankbar (und zitierten überhaupt sehr viel „Grundsätzliches"). Heute hingegen klopfen wir uns, wenn's denn schon sein muß, lieber selbst auf die Schulter, indem wir ganz konkret berichten, was wir machen, was wir uns überlegt haben, wie uns was glückte oder auch nicht; falls dies eine Folge der „Werkstattberichte" bei den „Esslinger Gesprächen" und aus Straelen ist, um so besser – davon kann es nie genug geben.
In früheren Jahren freuten wir uns (und berichteten) über jeden neuen Auslands-Kontakt; heute ist so was selbstverständlich, wie's von Anfang an hätte sein müssen. So werden wir etwa im August bei der FIT (Fédération Internationale des Traducteurs, unserem Dachverband) mal wieder auf den Tisch hauen müssen (wie 1974), weil uns dieser wasserköpfige Club aufs neue hinten runterfallen ließ: Auf dem Wiener Kongreß der FIT wird es Sitzungen über alle nur denkbaren Gemeinplätze geben (einschließlich der blasigen Nairobi-Erklärung der UNESCO), aber keine Sitzung der literarischen Übersetzer – x Schritte zurück, vorerst.

Die Frage, ob wir uns organisieren sollten und wie, ist seit langem ausgestanden, darüber gibt es keine Dispute mehr. Daß wir organisatorisch zu den Schriftstellern *und* in eine Gewerkschaft gehören, zur Zeit noch die IG Druck, demnächst die umfassendere Mediengewerkschaft, ist unumstritten – allein schon wegen des lebensnotwendigen, kompetenten Rechtsschutzes, aber auch wegen vieler anderer nötiger Initiativen im Urheber- und Medienbereich, die nur gemeinsam möglich sind.
Ich sähe es deshalb durchaus als ein paar Schritte vor an, wenn sich mehr von uns in den Ortsvereinen der IG Druck berufspolitisch engagieren würden (etwa hinsichtlich der Bildschirmarbeit, die zweifellos auf uns zukommt): Wir können und sollten auch auf diesem Weg, nicht nur über unsere Bundessparte, politisch Einfluß nehmen. Denn wer verärgert – sei es über den VS, sei es über die IG Druck – aus unserer Sparte austritt, schwächt nur uns, ohne gegen die Anstoßerreger etwas auszurichten.
Nicht zu vergessen auch die VG Wort (mit ihrem Sozialfonds, mit dem Autorenversorgungswerk) und das Künstlersozialversicherungsgesetz – wichtige Schritte voran.

X Schritte zurück sind hingegen bei der Auftragslage zu vermelden: Immer mehr weiterhin so genannte Verlage verkommen zu Marketing-Büros für schnellverderbliche (und schnellverramschte) Druckwaren. Nur noch in Ausnahmefällen kann man dort auf ein Verlags-Programm oder gar einen Lektor rechnen, der etwas von Literatur versteht.
Und unser „Normvertrag", 20 Jahre lang angestrebt, seit zwei Jahren auf dem Tisch, ist zwar sicher als ein oder zwei Schritte nach vorn zu bewerten, bietet aber wenig Anlaß zum Jubeln.
Sobald man sich nämlich einmal klargemacht hat, daß jeder Verlagsvertrag *zu Lasten* des Autors oder Übersetzers geht, weil der Verlag darin explizit vom Autor oder Übersetzer die Abtretung von Rechten verlangt, die diesem „eigentlich", nämlich von Gesetzes wegen, nach dem Urheberrecht gehören; sobald man sich klargemacht hat, daß nicht nur der Autoren-, sondern auch der Übersetzer-Normvertrag keinerlei Zahlen, also keine Richtwerte für die Vergütung solcher doch eher zwangsweise „abgetretenen" Rechte enthält; und sobald man sich klargemacht oder am eigenen Leibe erfahren hat, daß der Normvertrag nicht mehr als eine Empfehlung zweier Verbände ist (wörtlich: „die Vertragsschließenden verpflichten sich, darauf hinzuwirken . . ."), wonach sich Verlage richten oder auch nicht, fragt man mit einigem Recht, warum wir uns *so* für dumm haben verkaufen lassen.
Weil wir die wirtschaftlich Schwächeren sind, klar. Und weil (das mußten wir, die darüber verhandelt haben, uns immer wieder klarmachen) die so oft beschworenen „Sachzwänge" uns daran hinderten, Tarifverträge zu verlangen, in denen wenigstens Vergütungssätze und die Verbindlichkeit des Vertrags festgeschrieben würden. Denn der Börsenverein des deutschen Buchhandels, und erst recht sein Verleger-Ausschuß (das war unser Verhandlungspartner), ist nun mal kein Arbeitgeber-Verband, also für Tarifverträge nicht zuständig. An diesem Punkt hätten wir, hätte die IG Druck ansetzen, hätten wir uns festbeißen müssen – aber diese Gelegenheit ist unwiederbringlich vorbei.
Was also bleibt? Die „Festschreibung der guten Sitten", wie auch wir (die Verhandelnden) zähneknirschend sprachregelten. Wobei schon vieles von dem, was da „festgeschrieben" wurde (manche Verlage tun's, manche nicht), oft aller guten Sitten spottet.
In welcher Branche ist es möglich, die Bearbeitung eines Werkes (und das ist eine Übersetzung laut Urheberrecht) in Auftrag zu geben, wenn man selbst nicht mal das Recht dazu besitzt? Verlage tun so etwas: In § 1, Absatz 2 erklärt der Verlag entweder, er besitze an dem zu übersetzenden Werk das deutschsprachige Verlagsrecht, oder aber, er werde sich darum bemühen.
In welcher Branche ist es auch nur denkbar, dem Bearbeiter *nicht* mit größter Selbstverständlichkeit kostenlos seine Arbeitsvorlage und leihweise einige Hilfsmittel zu überlassen – bei Verlagen muß sowas „festgeschrieben" werden (§ 3, Absatz 2).
In welcher Branche ist es nötig, die letzte Rate der Bezahlung bei Ablieferung (§ 6, Absatz 1) „festzuschreiben"? Verlage zahlten und zahlen noch heute lieber „bei Erscheinen", also irgendwann in fer-

ner Zukunft – oder überhaupt erst, wenn ein „Binnen"-Brief unseres Justitiars kommt.
In welchem künstlerischen, urheberrechtlichen Bereich ist es derartig üblich, den Bearbeiter zu verschweigen, daß wir ausdrücklich die Nennung unserer Namen (§ 11) „festschreiben" mußten?
Vor allem aber: in welchem künstlerischen, urheberrechtlichen Bereich gilt es als „normal", daß eine abgelieferte Arbeit nichts taugt, also noch mal bearbeitet werden muß (§ 2, Absätze 5 bis 7) – durch andere, „Dritte"?
Dies ist der eigentliche Skandal in diesem Normvertrag. Diese Absätze 5 bis 7 *muß* jeder von uns streichen, wenn er sich sicher ist, eine gute Übersetzung abzuliefern. Und Sie *können* diese Passagen – das zeigt die Erfahrung – auch streichen, wenn ein Verlag gerade Sie unbedingt haben will, sich also (das gibt es immer noch) speziell um Sie bemüht. Nutzen Sie dann die Chance, etwas gegen Ihre eigene und gegen unsere allgemeine Diskriminierung zu tun. Natürlich werden wir bei künftigen Verhandlungen über die Verbesserung des Normvertrags wieder auf diese elenden Klauseln zurückkommen, und unser Ziel bleibt, sie in „Kann"-Bestimmungen für Verträge mit blutigen Anfängern umzuwandeln, nur für die wären sie berechtigt. Aber auf die bejammernswürdige (und schon erwähnte) Kehrseite der ganzen Angelegenheit, auf die Lektoren (falls es sie überhaupt noch gibt), die uns da beurteilen, haben wir ja keinerlei Einfluß.

Unser Hauptziel bleibt deshalb weiterhin unsere eigene Professionalisierung. Freilich nicht auf dem grotesk bürokratischen Weg eines gesetzlichen Schutzes der Berufsbezeichnung „Übersetzer" (das strebt der BDÜ an). Sondern durch unsere schon lange eingeübte Zusammenarbeit: indem wir uns *gegenseitig* informieren und voran bringen – bei unseren Esslinger Gesprächen, im ÜBERSETZER, im Europäischen Übersetzer-Kollegium Straelen.
Zum Straelener Kollegium, über das hier im ÜBERSETZER ja oft berichtet wird, noch dies: In Straelen arbeitet jedenfalls *keine* „Elite der Übersetzer" (was immer das sein mag, aber so wird's immer mal wieder kolportiert), sondern hier arbeiten ganz normale „Feld-, Wald- und Wiesenübersetzer". Aber sie arbeiten eben zusammen – und mit dem Ziel, unter den hier gegebenen, idealen Bedingungen möglichst musterhafte Übersetzungen zustandezubringen.
Wer immer also die Straelener Einrichtungen (Bibliothek, Computer, Ruhe) braucht, ist uns jederzeit willkommen; und wer mit anderen etwas Neues in Gang bringen will, ebenfalls. Nur: *Sie* müßten sich schon melden (Telefon: 0 28 34-12 95 oder 19 11 51), damit wir die möglichen Termine abstimmen können. Denn noch haben wir nur acht Zimmer; erst ab Frühjahr 1985 (der Durchbau der alten Häuser geht voran) werden es 21 sein.
Dann aber ist wirklich Platz genug für alle Interessenten. Und Sie sollten die Initiative ergreifen. Uns kann einfach nicht alles einfallen, was Sie vielleicht machen möchten und was wir gemeinsam machen sollten.
Wie wäre es denn, wenn man sich bei künftigen Verhandlungen über den Normvertrag den folgenden Vertragspassus zum Vorbild nähme – übrigens auch ein Absatz mit der Nummer 5:
„Weder der Ausschuß noch der Redakteur dürfen in den eingesandten Stücken Aenderungen treffen, sondern müssen sie jederzeit an die Verfasser zurücksenden, wenn etwas daran der Verbeßrung nöthig hat."
Die Quelle des Zitats: „Contract über die litterarische Monathsschrift *Die Horen* betitelt, welches unter der Aufsicht des Hofr. Schiller erscheinen soll."
Das Datum des Vertragsabschlusses: 28. Mai 1794.

Noch ein Hinweis auf Historisches, für Übersetzer gleichwohl Aktuelles: Der Deutsche Taschenbuch Verlag kündigt für Oktober 1984 einen Nachdruck des **Deutschen Wörterbuchs von Jacob und Wilhelm Grimm** an. Dieses immer noch umfangreichste Wörterbuch der deutschen Sprache bedarf gewiß keiner besonderen Empfehlung. Obwohl es als Taschenbuchausgabe erscheinen soll, verspricht dtv eine taschenbuch-unübliche Haltbarkeit („Es ist vergilbungsfest und die Dispersions-Klebebindung des Werkes ist bibliotheksgerecht") und bietet die 33 Bände zum Subskriptionspreis von 998 DM an (nach dem 1. 1. 1985: 1200 DM). Ein stolzer Preis, aber bisher war dieses klassische Wörterbuch nur in der gebundenen Ausgabe für über 5000 DM zu bekommen. Und nicht zu vergessen: einige Regal-Meter spart man bei der Taschenbuchausgabe außerdem.

Fritz Senn

Von „Aftersenkung" bis „Zungenkuß"

Ärger mit der Duden-Sinnverwandtschaft

Die passenden Wörter sind die, die uns nicht einfallen, vor allem nicht auf Anhieb. Wenn wir sprechen, sind wir ohnehin ganz auf uns selber angewiesen, und so verheddern wir uns halt – die meisten – in unseren paar ewig denselben Ausdrücken, ohne die wir nicht durchkämen. Beim Schreiben hat man, meint man, mehr Gelegenheit zum Nachdenken und, wenn das zu nichts führt, Nachschlagen in den Büchern, die Wörter nach Sinn zusammenstellen. Aus Gründen nun, die einer Untersuchung wert wären, sind derartige Handbücher im Deutschen viel weniger handlich als anderswo, wie im Englischen, wo uns Synonymbücher die Wortwahl sinnvoll und übersichtlich erleichtern. Bei uns geht das alles nicht so flott; dies ist leicht darzustellen anhand vom hellblauen Band 8 des Dudens, der sich etwas vorschnell als *Die sinn- und sachverwandten Wörter* anpreist und „treffende Ausdrücke" verspricht und uns – so nicht nur meine Erfahrung – mit pedantischer Systematik im Stich läßt. Wobei ich im übrigen finde, daß *sonst* die Duden-Wörterbücher selber lange nicht so stur sind wie die aufsässigeren ihrer Benützer.
Natürlich gibt es oft einfach keine Synonyme, strenggenommen vielleicht überhaupt nie. Mancher Übersetzer hat wohl schon in Gedanken einmal ein Lexikon der Wörter, die es in der eigenen Sprache nicht gibt, verfaßt. Aber ganz so wenige treffende Wörter kann unsere Sprache nicht haben. Da suche ich etwa nach einem Ausdruck für etwas, das nicht einheitlich beschaffen ist, und ich gehe aus von „heterogen", das eine Spur zu wissenschaftlich daherkommt und sich in gewissen Lagen nicht eignet. Der Synonym-Duden führt das Wort nicht auf, so daß mir der Weg zu (z.B.) „uneinheitlich, gemischt, kunterbunt, Kraut und Rüben . . ." versperrt bleibt. Nun kann ja kein Wörterbuch gleich alle (zumal fremden) Wörter sich gleich als Stichwörter leisten, und vielleicht galt „heterogen" als zu selten, praxisfremd. Ich würde es zwar immer noch für erwähnenswerter halten als das in der Nähe der Lükke auffällige „Heterotransplantation" (das zudem wenig einbringt und lediglich das allgemeinere „Transplantation" in Erinnerung ruft). In einer amerikanischen Fortführung des bewährten *Roget's Thesaurus* hingegen finde ich „heterogeneous" mit Verweisen auf drei verschiedene Wortfelder: „different – diversified – mixed" mit jeweils beachtlicher Ernte. Solche Beispiele für wesentliche Lükken sind nicht vereinzelt.
Im übrigen führt der Duden immerhin das Gegenstück „homogen", beschränkt sich aber auf die Bedeutung „→ übereinstimmend" (wo Roget wiederum drei Wortfelder anbietet). Vieles kann homogen sein, was bei „übereinstimmend" nicht untergebracht ist. Die Wörter tun hier so, als zielten sie nur je in *eine* Richtung. Seltsam bei einem Unternehmen, das sein Dasein auch dem eigenen detaillierten Wissen von Mehrdeutigkeit verdankt.
Wenn ich einer modischen Wendung wie „im akademischen Ghetto" aus dem Weg gehen will, weiß der Duden nichts als „Ghetto → Stadtteil", trifft also selbst von der ursprünglichen Bedeutung nur einen Teil. Mit „Viertel" oder „Innenstadt" (unter „Stadtteil") ist mir aber wenig gedient, denn gerade das Besondere an Ghetto bleibt unverknüpft. Möglicherweise gibt es kein Synonym in meinem gesuchten Anwendungsbereich, aber ich wäre dankbar gewesen für einen Rat, mich in der Gegend von „Gehege" oder auch „Quarantäne" zuerst umzusehen.

Bei „konform" gibt es eine Verbindung zu „übereinstimmend", nicht aber eine zu „angepaßt". „Ungeschliffen" führt einspurig gesellschaftlich zu „unhöflich", nicht zu „unfertig, roh, stillos". Wer von „tragisch" oder „Tragödie" ausgeht, braucht vielleicht keine Belehrung darüber, daß es sich hier um das Theater handelt, sondern möchte allenfalls bequem ausgebreitet wissen, ob in der Nähe von „Unheil" oder „Schicksalsschlag" etwas weniger Klischeehaftes zur Verfügung steht. „Feudal" wird nur mit „üppig" gleichgesetzt, was für ein feudales Mahl paßt, nicht aber für ein Gebaren oder eine Einstellung. (Ein weiterer Mangel des Dudens ist, daß nur auf dieselbe Wortart verwiesen wird, von Adjektiv auf Adjektiv, wodurch Einengungen erst recht programmiert sind.) Unter „Feudalität" hätte ich immerhin „Lebensweise", dort allerdings dann kaum etwas für diesen Fall Brauchbares, gefunden. Die Duden-Redaktion hat sonst viele Belege dafür, daß Wörter keine Einbahnstraßen sind. Wenn ich diesem letztgenannten Bild mißtraue, verhilft mir der Synonym-Duden nicht zu „Routine, Sturheit, Verengung, Geleise, Mechanik" oder dergleichen, sondern teilt mir einfach mit, daß eine Einbahnstraße eine Straße ist. Das hätte ich zur Not noch selber gemerkt.

Der Schritt zum Oberbegriff wird nie ausgelassen. Eine Sanduhr ist eine Uhr, eine Sonnenuhr gleichfalls. Und da ist auch was dran, nur hätte sich das billiger anstellen lassen: eine Vorbemerkung, daß bei Zusammensetzungen auch immer das Grundwort zu konsultieren ist, hätte Platz und Mühe gespart. Wir erfahren, daß eine „Heterotransplantation" eine Transplantation ist, eine „Geißblattlaube" eine Laube, ein „Flottenarzt" ein Arzt (ein „Flottillenarzt", erfahre ich, übrigens auch), eine „Armleuchteralge" eine Alge. Als Schriftsteller sind Sie natürlich froh zu wissen, daß damit der etwas monotonen Algenlandschaft ein wenig stilistisches Leben eingehaucht wird. Ein „Mansardwalmdach" ist ein Dach (doch keiner klärt mich auf über „Mansardwalm"). Der umgekehrte Weg ist natürlich sinnvoll, eine Aufzählung aller Dacharten. Niemand hat etwas dagegen, daß auf einer ganzen Seite zahlreiche Vogelarten zusammengestellt sind; deswegen brauchten das „Tüpfelsumpfhuhn" und die „Gryllteiste" nicht eigens als Stichwörter aufzutauchen. Wer in aller Welt sucht nach einem sachverwandten Wort zu Gryllteiste? Aber natürlich sind Ringelgans und Albatros irgendwie sachverwandt, ein Kolibri in der Hand ist besser als eine Schnepfe auf dem Mansardwalmdach, und wer weiß, vielleicht will uns das Buch in erster Linie Fachwörter beibringen, nicht so sehr Synonyme?

Das Vorwort betont es aber anders und sagt irreführend, der Band sei „. . . für die Praxis bestimmt, für Schreibende und Sprechende, für alle die, die aussagekräftig, differenziert und lebendig formulieren wollen". Aber gerade der Praxis bietet das Tüpfelsumpfhuhn wenig, und wer über „Lienohepatographie" zu schreiben hat, der muß die Lebendigkeit und Differenziertheit wohl auf die anderen Satzteile verlegen. Vermutlich ist jede Eintragung irgendwie berechtigt und begründbar, für alles findet sich bestimmt einmal Verwendung. Nur eignet sich das Buch wenig zum praktischen Gebrauch. Bezeichnend vielleicht, daß „Praxis" auf „Erfahrung, Kunstfertigkeit und Sprechzimmer" zeigt, nicht aber auf ein einfaches Tun. Sicher kann jede Auswahl bemängelt werden, aber wenn man mir von „bepudern" zu „pudern" hilft, hat man synonymisch nicht viel zustandegebracht und einfach Papier verschwendet: auch sollte „Dynamik" etwas mehr hergeben als *nur* „→ Lautstärke".

Wenn man einmal vom Gebrauch absieht, bekommt man ein Hausbuch deutschsprachigen Humors. Man muß sich nur vorstellen, wie jemand am Schreibtisch ein anderes Wort für „Zwischenwirbelscheibenvorfall" sucht und sich zu „Bandscheibenschaden" hinarbeitet. Oder wie sagt man doch gleich für „krabkrällig"? Ein Wort von Goethe offenbar, das unter den Synonymen für „schwanger" seinen Lebensunterhalt möglicherweise verdienen kann, nicht aber als selbständiges Stichwort. Dorthin gelangt ist es wohl durch pedantische, beamtenhafte Umschichtung, durch mechanische Alphabetisierung. Niemand, der „Gwirkst" nicht kennt, benutzt es als Ausgangspunkt; es könnte aber durchaus gelegen kommen, wenn ich nicht „Umstände" sagen will.

Das Prinzip ist simpel. Durch permutierende Umordnung wird aus jedem Wort einmal ein Haupteintrag. Daß jedes Wort zu seinem Stich kommt, mag ein Akt der Gerechtigkeit sein, doch sind leider nicht alle Wörter gleich; die einen eignen sich, andere weniger. Diese anderen nun, Tausende von Stichwörtern, die nur Pfeile bieten, verhelfen dem Buch zu seinem Umfang und dem Benützer zu Aggression, Bitterkeit, Cholezystopathie („→ Gallenerkrankung"), Delirium tremens, Unlust, Verdrossenheit, Weltschmerz, Xenophobie, Yankeefeindlichkeit und Zorn – und recht viel Adrenalin. Das eben meine ich: auch „Adrenalin" kann einmal für all die obengenannten Reaktionen Dienste tun (wie „Sanduhr" einmal für Tod, „Sonnenuhr" für Heiterkeit eintreten kann), aber all dies verrät mir das Blaubuch der Leerläufe nicht. Adrenalin weiht mich ein in das Feld „Hormon . . . Oestrogen, Oxytozin"; das ist durchaus richtig, nur halt auch von begnadeter Beschränktheit, und so was geht mitunter an die Nebennieren.

Wie sachfremd das Ganze abspult, offenbart sich schon in der Reihenfolge. Von „Fliege" kommen wir zu "→ Bart, → Insekt, → Krawatte, → Sternbild". Das hat schon seine Ordnung, nur keine sprachlich begründete. Natürlich (der Natur der Sprache angemessen, dem Wesen nach, entwicklungsmäßig, semantisch) sollte *zuerst* das Insekt kommen, etwas, das fliegt und summt, und *dann* alle sekundären Ableitungen. Hier aber waltet das Alphabet (wie A), das sich vor Sprache (S) drängt oder Vernunft (V).

Nun war ja der englische Arzt Peter Mark Roget um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auch nicht gerade wie ein Linguist vorgegangen. Er teilte den ihm bekannten Wortschatz einfach in genau tausend Gruppen, ein System von ausgesuchter Künstlichkeit. Und dennoch wurde aus dieser dezimalen Norm ein brauchbares Werkzeug, weil sie mit Vernunft gehandhabt wurde, mit „common sense". Auch dieses letztere Wort finden wir in unserem Duden wieder („→ Klugheit"). Nicht allzu klug allerdings ist die sture Mechanistik der Umarrangierung, die sich am grotesksten zeigt bei:

Telefongespräch, Telephongespräch, Telefonat,
Telephonat, Anruf, Telefonanruf, Telephonanruf . . .

Und nun raten Sie mal, was mir da an Synonymen zu „Photographie" noch einfällt. Richtig. Siehe Seite 519, wo uns neun sperrige, unparodierbare Zeilen, von „Photo →" bis „Photomodell → Fotomodell" so richtig inspirieren und auf Touren bringen.

Es werden auch Varianten für Städtenamen angeboten, wo der Bedarf an eleganter Abwechslung besonders dringlich ist. Statt Düsseldorf: „Rhein-Main-Metropole, Klein-Paris, Landeshauptstadt [von Nordhrein-Westfalen]" und – natürlich „→ Stadt". Auch München: „Isar-Stadt, Isar-Athen, heimliche Hauptstadt, Millionendorf *(scherzh.),* Munich *(engl.),* Landeshauptstadt [von Bayern] Olympiastadt; → Stadt". Damit sich niemand vergreift, zeigt man an, daß Munich *„(engl.)"* ist und Millionendorf *„scherzh."* Solcherlei „Stilbewertungen" und „Anwendungshinweise", wie sie das Vorwort nennt, können nützlich sein, ohne daß man uns deswegen gleich warnen müßte, das Wort „Ehekrüppel" (Stichwort „Ehemann") sei *„(abwertend)".* Manches ist auch *„(derb)"* oder *„(vulgär)",* wurde aber dennoch aufgenommen, um „. . . dem Benützer die Möglichkeit zu geben, auch vom derben, anstößigen und oft nicht salonfähigen Wort zum sachlichen, medizinischen oder verhüllenden Ausdruck zu gelangen". Denkbar wär's immerhin auch andersrum: daß einer vom Verhüllenden wegkommen möchte, hinaus aus dem Salon in den frischen Umweltsmog.

Der Appell an des Lesers nachsichtige Duldung im Hinblick auf Veredelung ist 1972 datiert: *damals* brauchte man sich doch für Derartiges nicht *schon wieder* zu rechtfertigen? Verhüllung jedenfalls gibt es die Menge, vor allem gelangen wir ausgiebig zu Medizinischem, das vorzuherrschen scheint. Zahllos sind die Stichwörter auf „Kardio-", „Hämo-", die man in einem Fachwörterbuch vermuten würde (dafür fehlt, wie gesagt, ein „heterogen" oder „tragisch"). Aber wer weiß, vielleicht geht wirklich einer von „Aftersenkung" aus und vertieft sich dann in „→ Eingeweidesenkung", wo in der Tat über dreißig sinnverwandte Heimsuchungen des Unterleibs alphabetisch aufgelistet werden, ohne daß dem Laien jedoch klar gemacht würde, welche Wörter einander vertreten könnten und welche halt nur zur selben Sippschaft gehören.

Vielleicht muß das alles so sein. In der Not ist ein dürftiges, be-

scheuertes (→ Euphemismus) Wörterbuch besser als keins. In der Not malt der Teufel Fliegen (→ oben) an die Wand. Gleichwohl möchte ich gerne wissen, warum ich mir beim Gebrauch eines modernisierten *Roget's Thesaurus* einbilde, unterstützt und angeregt zu werden, bei der Frustration mit dem Duden aber die Gewißheit bekomme, daß mir das Schreiben nicht leichter fällt.

Erweiterte Fassung eines Aufsatzes, der zuerst in DER RABE 4 (September 1983) erschienen ist.

Ärger mit der Duden-Rechtschreibung

Schier möchte man an eine Schweizer Verschwörung wider den deutschen Duden denken – aber nein: Der Baseler Musikprofessor Albrecht Claudius (ein Pseudonym), streitbarer Vorkämpfer „ainer noien ortografie für loite fon hoite", ist diesseits des Rheins geboren.

Natürlich verficht Claudius die bedingungslose Kleinschreibung, und außerdem hat er sich für seinen – rein am Sprachklang orientierten – Reformvorschlag ein paar handfeste Regeln ausgedacht (zitiert nach einem Artikel von Hermann Unterstöger in der *Süddeutschen Zeitung* vom 27./28. August 1983):

„Zunächst wird auf Doppelbuchstaben verzichtet (Platz = plaz, Gummi = gumi), ferner auf die Aspiration (Phlegma = flegma), die Dehnung (Liebe = libe) und den Buchstaben v (Vogel = fogel, Visier = wisir). Diverse s-Laute (stimmhaft, stimmlos, scharf) reduziert Claudius auf ein General-s (süß = süs), während ei und eu einfach klingend geschrieben werden (einzig = ainzig, meutern = moitern). Für die Buchstabenkombination sch, ch und ng hat sich der Reformer eine Neuheit ausgedacht: Sie werden durch ß, c und q ersetzt (Schule = ßule, wach = wac, gelingen = geliqen). In Zweifelsfällen verwendet Claudius den *Accent grave* beziehungsweise *aigu* als Zeichen der Deutung oder Verkürzung (Armee = armè, daß = dás). Einziger Kompromiß: anstelle von Stuhl oder Spitze schreibt Claudius nicht ßtul oder ßpize, um mit diesem Anlautsch nicht potentielle Anhänger aus Hamburg oder Bremen zu vergraulen."

Sicher, wohl jeder von uns hat sich schon über die kruden und häufig unverständlichen Duden-Regeln geärgert; dennoch steht kaum zu befürchten, daß Claudius unter den Übersetzern viele Anhänger findet. Aber *benutzen* läßt sich das Phonetik-Kauderwelsch allemal – für Slang zum Beispiel, oder für Parodistisches.

m.

Klaus Reichert

Dankrede

bei der Verleihung des WIELAND-PREISES am 18. Oktober 1983 in Esslingen

Wieland war, wie Sie alle wissen, einer der freizügigsten deutschen Schriftsteller. Sein Werk steckt voller Pikanterien und Zweideutigkeiten, die Moral ist locker und anrüchig. Man spürt kein Ringen um Ausdruck, sondern die Lust am Formulieren, die Freude an den offenbar grenzenlos gewordenen Möglichkeiten der deutschen Sprache, nachdem sie, eben durch Leute wie Wieland, wieder zu einer Literatursprache hochkultiviert worden war. Das ist die eine Seite. Auf der anderen Seite steht Wieland der Übersetzer. Niemand wäre befähigter gewesen, die Vielfalt Shakespeares einschließlich seiner Schlüpfrigkeiten, Derbheiten und Kalauer – oder vielleicht *gerade* diese – zu übersetzen als Wieland. Kein Shakespeare-Übersetzer war gebildeter, keinem stand ein größerer Wortschatz zur Verfügung als Wieland.

Und was tat er? Er glättete, er ersetzte, er entschärfte oder er ließ ganz einfach aus. Die wortspielreichen Sauf- und Singszenen im zweiten Akt von „Was ihr wollt", die ein Höhepunkt jeder Aufführung sind, blieben z.B. mit der Bemerkung fort: „Diese beyden Zwischen-Scenen sind der Uebersezung unwürdig, und eines Aufzugs unfähig." Der Übersetzer als Zensor.

Die Gegenüberstellung des einen und des anderen Wieland zeigt das ganze Elend des Übersetzens und des Übersetzers. Daran hat sich bis heute nichts geändert: der Original-Autor *darf*, der After-Autor *darf nicht*. Was der eine tut, nimmt der andere wieder zurück. Hier von freiwilliger Selbstkontrolle, von innerer Schere zu sprechen, scheint mir nicht übertrieben.

Was Wieland mit Gesittung und Schicklichkeit begründete, wird heute von dem nicht minder breiten Hut des sogenannten Sprachgefühls bedeckt. Wenn ein Übersetzer sich erst einmal hinter seinem sogenannten Sprachgefühl, das im allgemeinen nichts anderes ist als ein Kanon von Regeln, verschanzt, ist jedes Argumentieren aussichtslos geworden. Es fragt sich nur, um zu dem Beispiel Wieland zurückzukehren, warum die Gebote der Schicklichkeit angesichts lesender Frauenzimmer dem Herrn Originalautor offenbar gleichgültig waren. Vielleicht kann man hier von Bewußtseinsspaltung sprechen, jedenfalls scheint es unausgesprochene Verabredungen zu geben, was in einer Übersetzung, im Unterschied von einem Originalwerk, erlaubt ist und was nicht.

Es paßt hierzu, daß die am häufigsten benutzte Übersetzung des Wortes Übersetzer die vom Vermittler ist. Unter einem Vermittler stellt man sich einen Diplomaten vor, dessen Aufgabe es ist, so leise, unauffällig und unanstößig wie möglich, nach zwei Seiten hin ausgleichend zu wirken, stets kompromißbereit und höflich. Augenfällige Klippen werden so umschifft, daß die, die im Boot sitzen, die Leser, sich in spiegelglattem Wasser wähnen. „Flüssig" ist darum das Lieblingswort der Kritiker für eine für gelungen gehaltene Übersetzung.

Man will, in dieser Vorstellung vom vermittelnden, vom diplomatischen und womöglich auch noch diplomierten Übersetzer, vor allem eines nicht: verstört werden. Wenn das Textschiff auch gerade von einem Eisberg angebohrt worden ist, sollte dennoch die Kapelle des Übersetzers „Näher, mein Gott, zu dir" spielen. Nur dem Leser nichts zumuten, ist die gängigste Devise. Die Kritiker wachen wie Sittenpolizisten und ahnden jeden Verstoß gegen die ehernen Gesetze der eigenen Sprache; sie lasten dem Übersetzer auch solches als Vergehen an, was der Autor pexiert hat. Die Ausnahmen Voß, Hölderlin, Borchardt, Franz Rosenzweig sind eben Ausnahmen geblieben, die die Regel nur bestätigen. Sie stehen als Alibi da, so als gäbe es eine vom allgemeinen lesenden Bewußtsein akzeptierte oder wenigstens tolerierte Alternative zum üblichen glättenden Übersetzen.

Der russische Formalist Viktor Šklovskij hat die These aufgestellt, daß Literatur und Kunst zu definieren seien als Vorgang der Entautomatisierung. Die Lese- und Seh- und Hörgewohnheiten würden aufgebrochen und möglicherweise verändert. Ich möchte, parallel hierzu, behaupten, daß auch das Übersetzen, natürlich nicht jedes Übersetzen, aber ein Übersetzen, das nicht nur Inhalte herüberholt, als Entautomatisierungsvorgang verstanden werden kann. Genausowenig wie die Orginalliteratur hängen Übersetzungen im luftleeren Raum. Vielmehr sind sie, wie die Literatur auch, bewußt oder nicht, bezogen auf das literarische Umfeld, ja bisweilen *antworten* sie auf bestehende Übersetzungen, setzen sich im Prozeß der Aneignung mit ihnen auseinander oder sind polemisch gegen sie angeschrieben. Der deutsche Shakespeare zum Beispiel ist nicht nur beschreibbar als wechselnde Annäherung an diesen Autor, sondern zugleich als Verdrängung und Verarbeitung einer Übersetzung durch die andere. Entautomatisierung hieße in diesem Fall: nicht Schlegel zu verbessern oder gar zu aktualisieren, sondern gegen die gängige, gedankenlos gewordene Tradition des Schlegeltons anzuübersetzen durch Sichtbarmachen anderer, bisher nicht wahrgenommener Schichten des Originals. Ein Shakespeare *kann* wieder so unroutiniert und verstörend werden, wie er es in Deutschland im 18. Jahrhundert war. Nur so ist produktive Auseinandersetzung möglich.

Was sich auch gegen Wielands Skakespeare-Übersetzung sagen läßt, in ihre Zeit ist sie gefallen wie eine Bombe. Shakespeare war bis zu Wieland nichts als ein Gerücht, und um ihn den Deutschen und der entstehenden deutschen Schaubühne vorzusetzen, tat Wieland etwas ganz Ungeheuerliches: er übersetzte ihn gegen den Strich der literarischen Übereinkünfte. Gerade ihm wäre es leicht

gefallen, Shakespeare leicht, geschmeidig, elegant zu übersetzen. Er hätte mühelos einen Rokoko-Autor aus Shakespeare machen können. Schon daß er sich für Prosa entschied, statt der Verse, zeigt, daß er das keinesfalls wollte. Wielands Shakespeare ist ein grober Klotz, ein schwer verdaulicher Brocken, und die vorhin erwähnte Zimperlichkeit leitet sich vielleicht auch daher, daß er seinen Lesern nicht einfach alles zumuten wollte; der Rest der Übersetzung war Zumutung genug. Eben durch ihre Sperrigkeit hatte diese Übersetzung eine Chance, wahrgenommen zu werden und wurde sie schließlich unübersehbar.
Ohne Wielands Shakespeare wäre die deutsche Literatur vermutlich anders verlaufen, obwohl er, außer von Lessing, nur Prügel dafür bekam. Die Prügel zielten zwar auf den Übersetzer, waren aber wohl insgeheim an den Urheber solcher unordentlichen, regelwidrigen Stücke gerichtet. Was wiederum mit dem eingangs Gesagten zu tun hat: der Original-Autor darf, der Übersetzer darf nicht. Wobei jetzt hinzuzusetzen wäre: der Unmut gegenüber einem Autor, an den ein Kritiker sich nicht herantraut, führt oft dazu, daß er sein Mütchen am elenden Übersetzer kühlt. Mit einem Taschenlangenscheidt in der Hand hat sich noch kein Kritiker von einem Übersetzer überfordert gefühlt.
Wenn Walter Jens vor vier Jahren in Biberach über Wieland als Übersetzer mit Blick auf Lukian und Cicero sagte, er sei bis heute nicht überholt, stimme ich dem für Shakespeare zu, was die strategischen Voraussetzungen und die Absicht dieser Übersetzung betrifft. An Wieland, obwohl seine Methode grundverschieden ist von der Voßens oder Hölderlins, läßt sich nämlich lernen, daß Übersetzen, um etwas zu bewirken, einen entautomatisierenden Vorgang darstellt. An Wieland läßt sich lernen, daß ich mir klarzumachen habe, *was* ich *jeweils* übersetzen will – und da gibt es verschiedene Formen der Adäquatheit –, und daß ich mir klarzumachen habe, *wohin* und *für wen* ich übersetzen will – und da gibt es unterschiedliche historische Bedürfnisse. An Wieland läßt sich lernen, daß ich unter Umständen auch den Vorwurf der Holprigkeit und Sperrigkeit in Kauf nehmen muß.
Anders und zusammenfassend gesagt: kein Übersetzen ohne eine Theorie des Übersetzens. Natürlich heißt das nicht, das ich meine, der Übersetzer sollte optieren für die eine oder andere Methode – Voßische Eckigkeit *oder* die Eleganz des späten Wieland –, sondern es heißt, daß jeder Text für sich und im Rahmen der wechselnden historischen Bedürfnisse und Bedingungen eine eigene Theorie verlangt. Ob eine solche Theorie richtig ist, darüber kann man sich nicht nur streiten, darüber soll man sich streiten. Nur ein Übersetzen aus dem hohlen Bauch, ein Drauflosswurschteln mit dem Wörterbuch als einzigem und letzthinnigem Auskunftsmittel, das halte ich für unzulässig oder nur vertretbar zur Deckung eines bestimmten Konsumbedarfs.

Ich habe Ihnen hier einiges von meinen Meinungen vom Übersetzen erzählt. Da war viel grüner Tisch und keine Werkstatt. Ich bitte Sie das zu entschuldigen. Ein einziges, wenn auch leider wieder allgemeines Beispiel, will ich wenigstens abschließend geben.
Das Hörspiel von John Cage, auf Grund dessen ich hier heute vor Ihnen stehe, schien sich mir jeglicher Übersetzung zu entziehen wegen der in der Mittelachse des Textes herunterlaufenden Initialen der Namen Duchamp, Joyce und Satie. Diese Initialen strukturierten ja den Text, schränkten ihn ein und erzeugten ihn zugleich. Das läßt sich nicht nachmachen in einer Sprache, die kaum Jots und so gut wie keine Ypsilons hat. Da gibt es zwei Möglichkeiten: entweder man läßt sie weg und übersetzt schlicht den Text, oder man läßt sie weg und sucht erst einmal nach einem Äquivalent für die regulierende Erzeugung und Beschränkung des Textes.

Das Äquivalent, mit dem ich gearbeitet habe, bestand darin, eine Gleichheit der Silbenzahl von Zeile zu Zeile zu versuchen. Die Übersetzung von einer einsilbigen in eine mehrsilbige Sprache unter Beibehaltung der Anzahl der Silben ist nicht eben einfach. Aber innerhalb dieser Beschränkung, dieses sturen Korsetts, stellte sich während der Arbeit eine merkwürdige Freiheit ein, wie sie vielleicht den durch den Reim gefesselten Sonettschreibern früherer Zeiten auch bekannt gewesen ist. Und die übersetzerische Aufmerksamkeit mußte in ganz anderer Weise als bisher geschärft und gewitzt sein: nicht nach dem schönen oder klangvollen oder auch nur „richtigen" Ausdruck im Sinne des mot juste, sondern nach dem kurzen, kürzeren oder kürzesten Ausdruck. Übersetzern mit zu vielen Theorien im Kopfe reinigt das natürlich noch ihr schwarzgalliges Blut.

Ein Letzteres: ich sollte nicht vergessen zu sagen, daß ich es mir leisten kann, so zu übersetzen, *wie* ich will, und das zu übersetzen, *was* ich will. Für mich hängt nichts davon ab, da ich mein Auskommen anderswo habe. Ich kann Aufträge ablehnen oder meine Bedingungen stellen. Dadurch bin ich in puncto Übersetzung natürlich privilegiert. Dagegen gibt es die Legionen von Übersetzern, neue aufstrebende oder die alten, die ein halbes Säkulum im Verborgenen sozusagen ihren Dienst tun, Übersetzer, Lohnabhängige, die sich ihre Bedingungen diktieren lassen müssen von Lektoren, Redakteuren, nicht zu vergessen den Dramaturgen. Vielleicht sähe der Zustand des Übersetzens, das allgemeine Bewußtsein von der Funktion des Übersetzens und schließlich die Bereitschaft, ein innovatives Übersetzen zu akzeptieren, anders aus, wenn es nicht mehr den privilegierten Übersetzer gäbe, sondern den, der durch seine Arbeit so akzeptiert, toleriert und gefördert wäre wie der originale Autor. Warum eigentlich nicht? Die vielen geförderten Autoren zweifelhafter Provenienz und die vielen nichtgeförderten Übersetzer, die einer Beförderung der Literatur fähig wären oder gewesen wären, halten sich sicher die Waage.
Ich danke Ihnen, daß Sie mir die Gelegenheit gaben, als geförderter auf die zu Fördernden hinzuweisen. Ich danke Ihnen, daß Sie meinen ebenso problematischen wie heiteren Versuch einer Cage-Übersetzung mit so viel Gunst aufgenommen haben.
Ich danke der hochverehrten, unermüdlichen Hildegard Grosche, der Vorsitzenden der Jury, und der sehr freundlichen Jury natürlich auch. Ich danke Klaus Schöning, ohne dessen Bohren und Insistieren diese Übersetzung nicht gemacht worden wäre. Ich danke dem Land Baden-Württemberg für seine Großzügigkeit, und ich danke der Stadt Esslingen für ihre Gastfreundschaft. Ich danke Ihnen allen, daß Sie gekommen sind.

Bücher für Übersetzer

Ein Wörterbuch des Australischen

Was ist ein *overlander?* Was ein *Pitt Street farmer?* Was ist *hootoo,* was ein *kanooka?* Und wozu ist ein *waddy* zu gebrauchen?
Mit diesen und ähnlichen Fragen sieht sich ständig konfrontiert, wer aus dem Australischen übersetzt. Hier tritt ein Wortschatz zutage, den australische Autoren offenbar eifersüchtig hüten, selbst wenn sie ihren Wohnsitz in Katoomba oder Jindabyne nach dem ersten halbwegs erfolgreichen Lyrikband mit London vertauscht haben – ein Wortschatz, der nationale Eigenständigkeit signalisiert, der Geschichte andeutet, eine Geschichte, die für den Australier längst begonnen hatte, bevor Captain Cook am Strand von Neuholland zum erstenmal den Ureinwohnern, den Aborigines begegnete.
Heute sind die „Abos" eine sozial belanglose Minderheit; ihre Sprache jedoch prägt – neben anderen Einflüssen vom Cockney der frühen Einwanderer und der „convicts" bis zum Polynesischen – noch immer die australische Konversation und läßt selbst auf der Landkarte Ortsnamen wie Wollongong oder Woi Woi in freundlicher Nachbarschaft mit Newcastle und Windsor auftauchen. Auch in der Literatursprache gibt es eine Fülle farbiger Ausdrücke, zumal in den Bereichen der Botanik und der Zoologie, die vorwiegend Dinge bezeichnen, denen man nur in Australien begegnet, und die oft genug, weil in keinem Wörterbuch auffindbar, den Übersetzer zur Verzweiflung treiben. Als ultima ratio empfahl sich dann zumeist die Anfrage beim Autor; Aufklärung wurde gern und freundlich gewährt, aber Korrespondenz braucht Zeit, und die Terminpläne des Übersetzers mußten selber sehen, wo sie blieben.

Ein großer Teil solcher Mühe ist heute überflüssig. Die Australier haben die Schwierigkeiten, die Nicht-Australier mit ihrer Sprache haben, selbst empfunden und Abhilfe zu schaffen versucht; und wenn sie dabei vielleicht auch nicht speziell an die Übersetzer ihrer eigenen, nicht unbeträchtlichen Literatur gedacht haben, so kommt das Ergebnis ihrer Bemühungen doch nicht zuletzt auch diesen zugute: seit 1981 gibt es das **Macquarie Dictionary,** ein Wörterbuch des australischen Englisch, herausgegeben unter der Leitung von Arthur Delbridge, Professor der Linguistik an der Macquarie-Universität in Sydney.
Auf 2050 zweispaltigen Seiten, eingebettet in den Wortbestand eines mittleren Wörterbuchs der englischen Sprache, verzeichnet das *Macquarie Dictionary* einen Großteil jener Ausdrücke, die dem Übersetzer bisher zu - oft sogar vergeblichen - Besuchen der nächstgelegenen Bibliothek oder zur Autorenkorrespondenz Anlaß gaben. Mehr noch: als Wörterbuch einer lebendigen Sprache registriert es auch die Bedeutungsverschiebungen im Vokabular des importierten Englischen und Amerikanischen, die sich im Verlauf der Geschichte Australiens ergaben; es bestätigt damit, was hinfort nicht mehr angezweifelt werden kann: die Eigenständigkeit der australischen Sprache.
Wie oft ein Wörterbuch die Auskunft verweigert, ist in der Regel eine Frage der bearbeiteten Sachgebiete. Die Palette des *Macquarie Dictionary* ist breit, ungeachtet der Konzentration auf das speziell australische Vokabular. Wenn man nicht dem Irrtum verfällt, es als Wörterbuch des Englischen zu mißbrauchen, sondern es als das nimmt, was es ist und sein soll - nämlich ein *Dictionary of Australian English* -, erweist es sich als ein nützliches Buch.

Helmut Wiemken

Roepke/Häfner: Deutsch-französisches Glossarium finanzieller und wirtschaftlicher Fachausdrücke. 6., von Monique und Dr. Peter Häfner völlig neu bearbeitete Auflage. Fritz Knapp Verlag, Frankfurt/Main 1982. 475 Seiten, geb., DM 98,50.

Was ist - auf französisch - eine Kapitalmarktempfehlungsliste? Wie übersetzt man Abschottung des Gemeinsamen Marktes, Währungsausgleichsfonds, Verbilligungsschein, Schadenexzedentenvertrag?
Nun, für alle diese beeindruckenden und die meisten von uns doch „chinesisch" oder „spanisch" anmutenden Fachausdrücke aus der Welt der Finanzen und der Wirtschaft hält das völlig neu bearbeitete „Glossarium" recht treffende französische Übersetzungen bereit. Sogar der Sparstrumpf (bas de laine) findet sich darin. Die Sparzulage sucht man aber vergeblich. Auch einfache Begriffe wie Wachstum und Zuwachs fehlen; dafür wurden Wörter mit negativer Konnotation, wie Verminderung und Rückgang, mit sehr differenzierten Übersetzungsvarianten bedacht; unter Rezession steht schlicht récession, unter Flaute wiederum sehr viel: dépression, recul, ralentissement, accalmie, période creuse, marasme, faiblesse. Die Verwirrung über das Auf und Ab in der europäischen Wirtschaft mag auch in der Fachterminologie ihren Ausdruck finden.
Macht man nun die Probe aufs Exempel und wagt sich an die Übersetzung eines x-beliebigen Presseartikels mit ökonomischem oder finanzpolitischem Anstrich, zum Beispiel eines „Spiegel"-Textes über deutsche Steuersubjekte und ihre Schweizer Konten, so läßt sich alles in allem der konkrete Nachweis erbringen, daß dieses Glossarium auch in Fragen der Steuerhinterziehung oder des Steuerbetrugs (soustraction d'impôts et fraude fiscale) eine gute bis sehr gute (übersetzerische) Hilfe darstellt. Steuerfahnder und Steuerfahndung wird man vergeblich suchen; dafür erfährt man aber, wie der Franzose zu Steuerflucht, Steuerhehlerei und Steuermoral zu sagen pflegt.
Die meisten Termini sind gut recherchiert. Was fehlt, findet man entweder durch Querverbindungen innerhalb des Glossariums selbst oder in einem anderen Fachwörterbuch oder nach längerem Suchen im „Petit Robert". Jedenfalls wird der Dauergebrauch dieses Wörterbuchs wohl eher befriedigend als frustrierend sein; und damit gehört es zu den „guten", die man unter Kollegen gern weiterempfiehlt.
Leicht und handlich wie ein Taschenbuch, dennoch ausgestattet mit den Vorzügen des gebundenen Buches, augenfreundlich durch die Größe und Ausprägung der Buchstaben (Fettdruck) und die Gliederung des Satzes, gehört dieses Fachglossar zu den Arbeitsmitteln, die man trotz oder gerade wegen ihres bescheidenen Aussehens im Zuge der Arbeit erst richtig schätzen lernt. Alle diejenigen, die aktiv darauf zurückgreifen werden und wünschen, daß es in der Zukunft noch erschöpfender und präziser wird, sollten deshalb den Rat der Verfasser beherzigen und ihre Hinweise, Anregungen (und Kritiken!) dem Verlag zukommen lassen.
Der extrem hohe Preis (DM 98,50) dürfte so manchen Übersetzer vor der Anschaffung dieses „Bändchens" abschrecken. Als potentielle Käufer kommen daher wohl nur Kollegen in Frage, die vorwiegend ins Französische und dabei vor allem Sachtexte übersetzen. Allgemein zugängliche größere Bibliotheken sollten das „Glossarium" jedoch bereithalten. Deshalb wird das hier besprochene Exemplar notwendigerweise die schon reichhaltige Handbibliothek des Europäischen Übersetzer-Kollegiums in Straelen bereichern und dort allen „Bedürftigen" in Sachen Finanzen und Wirtschaft zugänglich sein - zum Nulltarif + Bahnkosten.

Thomas Dobberkau

Ray-Güde Merin

Portugiesisch-Übersetzer in Straelen

Noch immer gilt Portugiesisch als das „Chinesisch Europas" (150 Millionen Menschen auf der Erde sprechen Portugiesisch). Eine kleine, stetig wachsende Gruppe von Kennern der portugiesischen Sprache bemüht sich seit Jahren, diese Barriere zu durchbrechen und den Zugang zur Literatur der portugiesischsprachigen Länder zu erleichtern. Als eine Initiative in diesem Sinne verstand sich ein von Teo Ferrer de Mesquita (Zentrum für Bücher und Schallplatten in portugiesischer Sprache, Frankfurt) und Dr. Ray-Güde Mertin (literarische Übersetzerin und Literaturagentin) geplantes Treffen mit Portugiesisch-Übersetzern. Dank der Vermittlung von Teo Mesquita erklärte sich das Portugiesische Buchinstitut, Lissabon, bereit, das Treffen finanziell zu unterstützen. Es sollte gleichzeitig Gelegenheit gegeben werden, bei diesem Zusammenkommen das EUROPÄISCHE ÜBERSETZER-KOLLEGIUM vorzustellen. Vom 23. bis 25. September 1983 trafen sich daraufhin zehn Teilnehmer in Straelen; aus Portugal kamen Maria da Graça Macedo, als Vertreterin des Buchinstituts, und die Schriftstellerin Teolinda Gersão.
Da das Treffen zeitlich leider auf das Wochenende beschränkt werden mußte, war zur Erörterung konkreter Probleme der Übersetzung nur in zwei kurzen Referaten Gelegenheit. Prof. Dr. Georg Rudolf Lind vom Romanischen Seminar der Universität Graz, der seit vielen Jahren eng mit der portugiesischen und brasilianischen Literatur verbunden ist, stellte an einigen Textbeispielen seine Übersetzung des bedeutenden portugiesischen Dichters Fernando Pessoa (1888-1935) vor. Er erläuterte an Fragmenten aus dem „Buch der Unruhe" den Weg von der Rohfassung zur endgültigen Version, verwies auf problematische Textstellen und bat um Vorschläge zu einzelnen Formulierungen. Ein Text, der „auf quälende Weise interessant" war, wie Curt Meyer-Clason feststellte. Er, der auf eine jahrzehntelange Erfahrung mit der Vermittlung portugiesischsprachiger Literatur zurückblicken kann, las einige Seiten aus seiner neuesten Übersetzung vor, aus dem Roman „Sargento Getulio" des jungen brasilianischen Romanciers João Ubaldo Ribeiro. Es folgte eine stürmische Diskussion über die grundlegende Frage: wie sind Soziolekte und Dialekte ins Deutsche zu übertragen. Den Gästen aus Portugal war übrigens dieser in einer für Nordostbrasilien charakteristischen Sprache geschriebene Roman nicht weniger fremd als manchem deutschen Teilnehmer, ein Zeichen für die zum Teil erheblichen Unterschiede zwischen dem Portugiesisch Portugals und dem brasilianischen Portugiesisch.

Da das Treffen als Initiative zur Förderung der portugiesischsprachigen Literatur gedacht war, wurden die Beiträge der beiden Teilnehmerinnen aus Portugal mit größtem Interesse aufgenommen. Die Schriftstellerin und Dozentin für Germanistik, Teolinda Gersão aus Lissabon, gab einen Überblick über Tendenzen in der gegenwärtigen portugiesischen Literatur und damit wichtige Hinweise auf kürzlich erschienene Bücher, die übersetzt werden könnten. Nach der Revolution im Jahre 1974, erklärte sie, hat auf allen Gebieten im kulturellen wie politischen Leben eine grundlegende Veränderung stattgefunden. Portugal, unter Salazar jahrzehntelang zur Isolation verdammt, hat den Anschluß an Europa wiedergefunden. Der lange Zeit vorherrschende Einfluß der französischen Literatur ist gebrochen worden, Portugal hat sich vielfältigen neuen Einflüssen gegenüber geöffnet. Portugiesisch, eine bislang unzugängliche Sprache, bahnt sich den Weg in den europäischen Kontext. Als Ergebnis der Revolution ist das Ende der politischen und damit kulturellen Isolation eingetreten. Das kommt zum Ausdruck in einem neu erwachten kritischen Interesse an der eigenen Geschichte und der jüngsten Vergangenheit.
Maria da Graça Macedo informierte anschließend über Förderungsmaßnahmen des Portugiesischen Buchinstituts, das vor drei Jahren gegründet wurde. Das Institut fördert mit der Verleihung von Preisen und finanzieller Unterstützung die eigenen Autoren im Lande und setzt sich außerdem für die Verbreitung der portugiesischen Literatur ein: in Portugal durch praktische Hilfe für Bibliotheken, in anderen portugiesischsprachigen Ländern mit Buchausstellungen. Im Ausland werden Übersetzungen portugiesischer Literatur und Koeditionen mit anderen Verlagen unterstützt. So ist die jetzt in der Edition Erdmann erschienene, von J. Pögl übersetzte und herausgegebene „História trágico maritima" mit Mitteln des Buchinstituts gefördert worden. Kritiker und Literaturwissenschaftler, die sich mit portugiesischsprachiger Literatur beschäftigen, erhalten über das Buchinstitut Informationsmaterial. Beide Referate waren höchst informativ und regten zu einer ausführlichen Diskussion über die Möglichkeit intensiverer Vermittlung portugiesischer Literatur im deutschen Sprachraum an.
Wer im Kollegium untergebracht war, konnte bis spät in die Nacht hinein oder beim morgendlichen Spülen von Frühstücksgeschirr und Weingläsern weiterdiskutieren. Die ungezwungene Atmosphäre, die sympathische Betreuung durch die Gastgeber und der vielfältige Erfahrungsaustausch dürften alle Teilnehmer von der Einmaligkeit dieses Kollegiums überzeugt haben. Hoffen wir nur, daß es im neuen, erheblich erweiterten Haus auch ein Zimmer für die Weltsprache Portugiesisch geben wird.

Cuadernos de Traducción e Interpretación No. 2

Die Übersetzerschule der Freien Universität Barcelona hat 1983 ihr 2. Jahrbuch herausgebracht, das die deutschen Übersetzer vor allem deshalb interessieren dürfte, weil es den erstaunlich vielseitigen Übersetzer und Autor José Maria Valverde festschriftartig in fünf Beiträgen von Valverde selbst, fünf Artikeln über ihn und drei Besprechungen seiner Bücher herausstellt. Interessant sind dabei die Proben unveröffentlichter Übersetzungen von Texten Brechts und Benns. Brechts Rhythmus ließ sich leider nicht so prägnant wiedergeben, wie man es sich gewünscht hätte.
Es dürfte reizvoll sein, größere Übertragungsproben aus der zweiten Fremdsprache Valverdes, dem Englischen, kennenzulernen. Er war längere Zeit als Dozent für Spanisch in Kanada tätig und übersetzte u.a. den „Ulysses" - eine Übertragung des „Ulysses" ins Katalanische behandelt übrigens im gleichen Band der Cuadernos ein Beitrag von Joaquim Malafré.
Als zweiter bedeutender Linguist ist in dem besprochenen Heft der 1982 verstorbene Roman Jakobson vertreten, dessen Lebensweg vom zaristischen Rußland bis zum fernen Massachusetts Joan A. Argente von der Universität Barcelona fesselnd nachzeichnet. Ein 1959 von der Harvard University Press veröffentlichter Artikel Jakobsons „On Translation" ist im gleichen Heft in katalanischer Übersetzung wiedergegeben.
Aus dem übrigen Inhalt des 207 Seiten starken Cuadernos-Bandes sei noch ein Interview Fernando Valls' mit Juan Ramón Masoliver hervorgehoben, einem sein Leben lang (Jahrgang 1910) vielseitig und vor allem politisch interessierten Literaten und Übersetzer (Spanisch, Katalanisch, Französisch, Italienisch, Englisch), zu dessen Kreis u.a. Ezra Pound, Joyce und Aragon zählten.
Den Schluß des Bandes bilden wieder Buchbesprechungen, an erster Stelle eine über einen Band Gespräche Roman Jakobsons mit Krystina Pomorska über Linguistik, Poetik und Zeit, 1981 bei „Critica", Barcelona erschienen. Die übrigen neun besprochenen Bücher behandeln literarische und linguistische Themen, die auch für den deutschen Übersetzer interessant sein können.

H. Th. A.

Anthea Bell

Wie man das vom Berufsverband als angemessen betrachtete Honorar fordert

- und es auch bekommt

Anfang 1982 schickte die „British Translators Association" einen Fragebogen an alle Mitglieder mit der Bitte um Auskünfte über das von ihnen verlangte und von den Verlagen am Ende bezahlte Honorar per 1000 Wörter Übersetzung. Eine Analyse der durch diese Umfrage gewonnenen Einsichten erschien in TRANSLATORS NEWS No. 2 vom September 1982. Wie erwartet, gab es bei der Honorierung von literarischen Übersetzungen erhebliche Unterschiede. Julian Chancellor, geschäftsführender Sekretär der Association, errechnete aufgrund der erhaltenen Antworten ein Mindesthonorar: Übersetzer aus den gängigen europäischen Sprachen ins Englische sollten nicht unter £ 25 pro 1000 Wörter erhalten. (1000 Wörter entsprechen etwa dreieinviertel unserer Normseiten.) Der nachfolgende Beitrag wurde der Sommerausgabe 1983 von TRANSLATORS NEWS entnommen und von Eva Bornemann übersetzt.

Übersetzer sind von Haus aus keine penetranten Zeitgenossen. Mir persönlich ist unser Beruf immer wie der eines Bühnendarstellers erschienen, der die Worte eines anderen interpretiert: nur eben fehlt ihm die Dimension öffentlicher Darbietung. Wir schauspielern auf dem Papier, im stillen Kämmerlein, und ausschließlich in der Gesellschaft von Nachschlagewerken und Schreibmaschine. Wenn wir uns tatsächlich an die Öffentlichkeit wagen, dann ist es häufig so, daß wir eine Ausweichstellung gegenüber den Kommentaren derjenigen einnehmen, für welche die Lebens- und Arbeitsformen des Freiberuflers ein Buch mit sieben Siegeln geblieben sind.
Ich spreche aus Erfahrung und mußte dieses Wegducken buchstäblich praktizieren, denn das Schicksal hat es öfters so gefügt, daß ich, mit Jiffy-Tüten beladen, zum nächsten Postamt hastete und unterwegs eine Bekannte traf, die mir vergnügt zurief: „Arbeitest du gerade nicht?" Und als ich dann wiederholt erklären mußte, worin meine Arbeit eigentlich besteht, änderte sie ihre Frage ab. „Du arbeitest also zuhause?" Und dabei lag in ihrer Stimme ein Ton, der implizierte: ‚Das soll mal einer glauben!' oder aber, daß dies womöglich eine Tarnung dafür sei, als besseres Call-Girl seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Außer als eine Art Sandwich-Frau zur Post zu eilen, auf deren Tafeln zu lesen steht: ICH BIN EINE FREIBERUFLICH BESCHÄFTIGTE SELBSTÄNDIGE ÜBERSETZERIN UND NEHME AUF DIESE WEISE MEHR EIN, ALS ICH ALS BÜROKRAFT VERDIENEN WÜRDE, bleibt mir nichts weiter übrig, als schleunigst auf die andere Straßenseite zu wechseln, um meiner

Bekannten aus dem Wege zu gehen (was mich jedoch keinesfalls daran hindert, mich mit ihr außerhalb der Bürozeiten zu treffen). Weil wir, wie gesagt, eben keine penetranten Zeitgenossen sind, kann es vorkommen, daß wir Verlegern gegenüber mit Zurückhaltung reagieren, wenn es um Geld geht, und zwar besonders zu Beginn unserer Übersetzerkarriere. Diese Scheu gibt sich jedoch, wenn wir älter, erfahrener und professioneller werden, aber sie hat ohne Zweifel ihren Ursprung in der „Nadelgeld"- und „Küchentisch-Schule" der Übersetzer. Erst jetzt ist mir aufgegangen, daß ich, obwohl ich mir dessen nicht bewußt gewesen war, mit einer solchen Einstellung selber angefangen hatte. Ich war überrascht und entzückt, daß ein Verleger für eine so vergnügliche Tätigkeit wie das Übersetzen auch noch ein Honorar zahlen wollte. In meinem Fall jedoch war jegliche, eventuell noch vorhandene Spur einer solchen Haltung vollkommen gewichen, als ich mich vor zehn Jahren als geschiedene Frau mit zwei heranwachsenden Söhnen vorfand.

Aber ich verstehe und begreife den jungen Übersetzer, der in seinem Eifer, sich gedruckt zu sehen, andere Kollegen unterbietet oder, ohne es zu beabsichtigen, einen unfairen Preis nennt, mit dem er dem erfahrenen und professionellen Kollegen schadet. Deshalb sollten wir ihn in diesem 25. Jahr unseres Bestehens *(The Translators Association - die Red.)* ermutigen, uns beizutreten, ein angemessenes Honorar zu fordern - und es zu bekommen. Denn diese anfänglichen Bemerkungen zielen auf die Tatsache hin, daß die von uns angestellte Honorarumfrage praktische Folgen gezeitigt hat (s. *Translators News* No. 2, 1983). Die Existenz einer solchen Umfrage, auf deren Resultate wir uns stützen können, sollte uns ein wohltuendes Gefühl der Solidarität verleihen und jegliche, eventuell noch bestehende Zurückhaltung in Geldingen abschaffen. Im Laufe des letzten halben Jahres haben mich zweimal Verleger, für die ich vorher noch nicht gearbeitet hatte, nach meinem Honorarsatz gefragt. In beiden Fällen habe ich, anstatt herumzudrucksen und zu sondieren, was sie womöglich im Sinne hatten, geradeheraus folgendes gesagt: Unser Verband könne zwar nicht spezifische und gewerkschaftlich vereinbarte Honorarsätze vorschreiben, dürfe dieses auch nicht, aber gemäß einer unter unseren Mitgliedern veranstalteten Honorarumfrage stelle eine bestimmte Summe pro 1000 Wörter einen angemessenen Durchschnitt dar. Und dabei zitierte ich den Betrag, den Julian Chancellor am Schluß seines Berichtes über die Umfrage-Ergebnisse genannt hatte.

Als ich zum erstenmal einem Verleger gegenüber diese Zahlen nannte, war seine unmittelbare Reaktion die, daß sein Verlagshaus derartige Honorarsätze als zu hoch betrachten würde, aber im gleichen Atemzug gab er seine Zustimmung, so daß ich mich des Eindrucks nicht erwehren konnte, er hätte die anfänglich gemachte Behauptung nur der Form halber gemacht. So war also kein Gesichtsverlust auf beiden Seiten zu verzeichnen; die darauffolgenden Verhandlungen wurden zur allseitigen Zufriedenheit und mit einem Minimum an Schwierigkeiten abgeschlossen.

Bei der zweiten Gelegenheit rechnete ich damit, mich durch die Erwähnung unserer Honorarsätze konkurrenzunfähig gemacht zu haben, obwohl es sich a) um einen Auftrag handelte, den ich bestimmt bewältigen konnte und b) der mir Freude gemacht hätte. Dieser Auftrag war eine Kuriosität: als ich meinen *Guardian* las, erspähte ich eine Anzeige, wo ein freiberuflicher Übersetzer aus dem Deutschen gesucht wurde, der aber unbedingt mit der Kochkunst vertraut sein sollte. Nun habe ich eine Anzahl von Kochbüchern übertragen, und es macht mir Spaß, wenn es auch nicht allzu gut für die Figur ist. Beispielsweise stand ich eines Vormittags, so gegen elf Uhr dreißig, während ich Einzelheiten über siebzehn neue französische Käsesorten für die Zweite Ausgabe von Pierre Androuets GUIDE DU FROMAGE übersetzte, auf einmal in meiner Küche vor dem Käsebrett, das Messer gezückt, und konnte mir nicht erklären, wie ich dorthin gekommen war.

Kurz und gut: Ich setzte mich mit dem Inserenten in Verbindung. erfuhr mehr über das betreffende Buch - es befaßte sich mit der Gemüsezubereitung und bestand aus einer Verbindung von informativem Material und Menüvorschlägen -, und gab dem Verlag Auskunft über einschlägige, von mir verfaßte Übersetzungen. Außerdem erklärte ich mich bereit, eine Probeseite meiner Übertragung zu liefern und verlangte das in unserer Honorarumfrage für eine derartige Arbeit empfohlene Honorar.

Wochenlanges Schweigen folgte. Später erfuhr ich, daß über dreihundert Antworten aufgrund dieser Anzeige eingelangt waren. Dies war nicht weiter überraschend, denn sie appellierte an viele Menschen mit Deutschkenntnissen und Kocherfahrung, und ich war überzeugt, daß viele kompetente Übersetzer, die entweder ein niedrigeres Honorar verlangt oder denen es angeboten wurde, geantwortet hatten. Indessen aber war ich nicht bereit, die von unserem Verband ermittelten Honorarsätze oder die anderer, bei uns organisierter und auf den Auftrag reflektierender Kollegen zu unterbieten.

Am Schluß, und weil der Verlag in Zeitdruck geraten war, teilte man das Material auf und bat mich, die einleitende und informative Hälfte eines jeden Kapitels zu übersetzen. In der Tat erwies sich dies als der bei weitem kniffligste Teil der Arbeit, denn es bedeutete Adaptierungen und redaktionelle Vorschläge, da es ja um die verschiedenen deutschen und englischen Gemüseanbau- und kulinarischen Gebräuche ging, und deshalb war die von uns empfohlene Rate durchaus angemessen, und in der Tat hat es auch niemals irgendwelche Scherereien deswegen gegeben. Ich hätte mein halbes Honorar bereits bei der Ablieferung der ersten Hälfte bekommen, hätte ich es verlangt.

Wieder einmal begrüßte ich es, daß mir unsere Honorarumfrage den Rücken gestärkt hatte. Wäre es nicht denkbar, daß eine ähnlich formulierte Umfrage, die Außenlektoratssätze betreffend, unter den Kollegen veranstaltet würde? Viele Übersetzer begutachten auch in den ihnen geläufigen Sprachen Fremdsprachenmanuskripte für Verleger; die dafür bezahlten Honorare weisen je nach Verlagshaus denkbar große Unterschiede auf. Übrigens gilt das auch für die in solchen Fällen demonstrierte Geisteshaltung. Ein Beispiel: Drei Verlage bezahlen mir ein identisches Lesehonorar für einen Bericht über einen französischen oder deutschen Roman oder über ein allgemein gehaltenes Sachbuch. Der erste Verleger sagt mit entwaffnender Stimme, daß er als mein Freund genau wisse, wie unterbezahlt ich sei; der zweite entschuldigt sich ebenfalls, schenkt mir jedoch eines seiner Verlagswerke; der dritte, größte und erfolgreichste Verlag zahlt mir die gleiche, sehr bescheidene Summe, ohne jedoch es für notwendig zu halten, sich überhaupt zu entschuldigen.

Inzwischen aber hat sich unsere Honorarumfrage in der Praxis als ein ausgezeichnetes Druckmittel erwiesen, und ich schlage vor, daß wir sie im Hinterkopf behalten und daß wir sie von Zeit zu Zeit auf den neuesten, den steigenden Preisen angepaßten Stand bringen. Aus übersetzerischer Sicht erleichtert sie das Honorargespräch ungemein. Aus verlegerischer Sicht, so hoffen wir, werden unsere Arbeitgeber daran erinnert, daß das, was sie erhalten (und entsprechend entlohnen sollten), ein professionelles Stück Arbeit von einem Mitglied einer professionellen Organisation ist.

DER ÜBERSETZER erscheint zweimonatlich. Einzelpreis DM 2,40 zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VDÜ) und Bundessparte Übersetzer der Berufsgruppe VS in der IG Druck und Papier. Verlag Druck und Papier. Verantwortlich: Klaus Birkenhauer, Kuhstraße 11, D-4172 Straelen 1. Redaktion: Eva Bornemann, A-4612 Scharten, Vitta 7, Oberösterreich, Tel. (0043) 7 27 52 35 oder (0 72 75) 2 35; Rosemarie Tietze, Implerstraße 28, D-8000 München 70. Herstellung: Lothar Letsche. Postscheckkonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 93268-704 (Bankleitzahl 600 100 70). Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. - Druck: W. E. Weinmann Druckerei GmbH, 7024 Filderstadt 4 (Bonlanden). 7/84